

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Cailloux, Bernd
german writing

Erzählungen

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2481
978-3-518-12481-9

edition suhrkamp 2481

Sie interessieren sich für ein Leben als Schriftsteller? Wollen wissen, was jenseits des Schreibtisches sonst so passiert? Was es heißt, in einer Fußballkneipe nach seinem Beruf gefragt zu werden, sich als deutscher Gastautor unvermutet in einer brasilianischen Basketballhalle vor fünftausend Brasilianerinnen wiederzufinden oder als Ein-Satz-Schauspieler in einem Hollywoodfilm? Und wie es ist, vorm Nachpostschalter Schlange zu stehen, um eine Story in letzter Minute zu einem hochdotierten Wettbewerb zu schicken, und plötzlich vor und hinter sich Gesichter von Kollegen zu erblicken... In neun Erzählungen lüftet Bernd Cailloux die Geheimnisse des *german writing*: etwa, daß der Ausdruck von irischen Fischern stammt und für die runenartig kraeligen Zeichnungen auf Hummerpanzern steht. Und daß ein fetter Hummer und ein dicker Panzer nie verkehrt sind.

Bernd Cailloux lebt in Berlin. Zuletzt erschien in der edition suhrkamp sein Roman *Das Geschäftsjahr 1968/69*.

Bernd Cailloux
german writing
Erzählungen

Suhrkamp

2. Auflage 2017

Erste Auflage 2006

edition suhrkamp 2481

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2006

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing, Lahnau

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12481-9

Inhalt

Abend am Spätschalter
7

Anruf aus Hollywood
23

Das japanische Fadenziehen
37

german writing
53

Geboren dannunddann, daundda
67

Kalter Hund
73

Der Rote Rosen Tempel No. 2
89

Gutgeschriebene Verluste
109

Passo Fundo
129

Editorische Notiz
143

Abend am Spätschalter

Das Ende der vor mir liegenden Geschichte schien durchaus gelungen, auch in den mittleren Passagen lief sie recht ordentlich – aber der Anfang, dieser verdammte Anfang, las sich doch sehr problematisch. Nach wie vor erforderte der erste Satz allergrößte Sorgfalt. Seit Stunden schon überlegte ich, ob es nicht zu banal oder zu filmisch sei, eine Story mit einem Anruf beginnen zu lassen, als das Telefon klingelte.

Etliche Wochen hatte ich hochkonzentriert am Schreibtisch verbracht, bis zur Ausdörrung resistent gegen Verführungen aller Art. Und jetzt lud mich eine interessante Frau für den Abend auf ein Atelierfest ein – ganz spontan, sagte sie und erinnerte daran, daß unser letztes Zusammentreffen so ausgesprochen witzig gewesen sei. Aber eigentlich rief sie nur im Auftrag des im Moment verhinderten Gastgebers an. Gerade wegen dieser Einschränkung klang ihre Einladung vielversprechend und verdiente gleich in doppelter Hinsicht meine Aufmerksamkeit.

Heute geht es leider nicht, sagte ich mit vom Verzicht gedehnter Stimme, ich mache gerade etwas fertig, das unbedingt noch mit dem heutigen Poststempel herausgehen muß.

Das kenne ich von den Architekten, sagte Helena, ein Wettbewerb.

Der Vergleich war nicht völlig zutreffend, aber freundlich.

Arbeit bis zur letzten Minute, sagte ich, die ganze Geschichte wird wieder einmal in der Nachtpost enden, wie immer bei diesen Abgabetermin-Sachen.

Um was geht es denn?

Um eine Kurzgeschichte, sagte ich.

Wer in aller Welt braucht denn so dringend Kurzgeschichten?

Ein Papierkonzern will wissen, was Geld bedeutet, sagte ich, für die beste Antwort auf ein paar Seiten lassen sie zwanzigtausend springen.

Die wollen nur Ablenken vom Gemetzel in den Tropenwäldern.

Auf diese Weise kriegen sie einige große Artikel im Feuilleton.

Perfide Idee, sagte Helena, ausgerechnet Leuten wie dir so eine Preisfrage zu stellen.

Eine einfühlsame Frau, dachte ich, und entgegen meiner Erinnerung sogar mit einem Hauch von Ironie. Wenn ich mir demnächst bei jemandem Geld leihen müsste, würde ich mich eventuell für sie entscheiden. Sie bedauerte meine Absage und gab noch einen Tip für alle Fälle, einem Trick der Architekten, vermutlich denselben Leuten aus ihrer ersten Bemerkung.

Keine Panik, sagte sie, ich kenne da einen Schalterbeamten, der dreht für einen Hunderter den Poststempel wieder zurück auf den Vortag.

Wollte diese Frau etwa herausfinden, ob mir meine Geschichte notfalls einen Hunderter Extra-Porto für eine Rückdatierung wert wäre? Oder hatte sie mit dem kostspieligen Tip einen rein rechnerisch koketten, fast ob-

szönen Versuch in Richtung meines nur so möglichen Erscheinens bei ihrer Party gemacht? Jetzt, in der heißen Endphase, wurde meine Konzentration doch noch gestört. Für Momente beunruhigte mich neben der Vorstellung, bereits heute abend Helena weitere Geheimnisse entlocken zu können, auch die Tatsache, daß sie Ärztin war, und das auf mittlerer Höhe der Karriereleiter. Nach meiner Erfahrung gab es bei manchen, sozial verunsicherten Schriftstellern eine latentes Interesse an Partnerschaften mit weiblichen Wesen in Weiß. Vielleicht leitete jene Kollegen außer der durchaus vorstellbaren Erotik auch der Aspekt, diesen Beruf als Chance einer über das Medizinische hinausgehenden Versorgung zu betrachten. So eine wirtschaftliche Überlegung konnte einen jederzeit überkommen – nicht unbedingt ein schöner Gedanke, aber es gibt eben auch weniger schöne Gedanken. Und abgesehen von Helena wäre da heute abend noch immer das Atelierfest gewesen.

Weil ich gelegentlich an die bestimmende Kraft des Schlusses einer Geschichte glaube, stürzten mich in den folgenden Stunden die letzten Zeilen in erneute Zweifel. Der Schlußsatz mußte nochmals und zurückstrahlend die besten Absichten der gesamten Wortmasse erschließen und ebenso abschließen. Punkt, fertig, aus. Danach duschte ich kurz, nahm ein mit Sambal Oelek aufgepepptes Büchsengulasch sowie zum Glück leichte 22-Uhr-Nachrichten zu mir und ging los. Um meine krakelig gesessene Figur aufzulockern, ging ich zu Fuß in Richtung Hauptbahnhof.

Vor einem mir vom Gesamtangebot her eher verhaßten Möbelgeschäft in der City verträumte ich einige Minuten

angesichts eines Dreisitzers aus Büffelleder..., ein Klassiker. Die Couch lauerte mir schon seit Monaten in diesem Schaufenster auf – wie für den Dialog mit mir bereit, allerdings stand ihr Preis zwischen uns wie ein ausgewachsener Büffel. Ich schrieb Kurzgeschichten, eine in diesem Zusammenhang nahezu unsinnige Beschäftigung, ein fast versunkenes Handwerk wie das Klöppeln, ein einsames Geschäft – also keins. War es da nicht der Gipfel des Unsinn, sich an einem Kurzgeschichten-Wettbewerb zu beteiligen? Gerade jene zahlreichen Preis-Ausschreibungen der Papier- und Medienkonzerne, der Schraubenfabriken, Banken, Kleinstädte und Nordseeinseln zeigten, wie heruntergekommen diese alte Kunstform in Wahrheit ist. Diese Leute entwerteten aus Eigennutz ein ernstzunehmendes Genre, indem sie einen Freizeit-Spaß mit Gewinnchancen daraus machten. Einer bestenfalls noch in romantisierenden Spielfilmen alten Zauseln auf den Leib geschriebenen, aber ansonsten mißachteten, brotlosen Kunst schmeichelten sie mit der Illusion ihrer Vergoldung – ein absurder Gedanke, zwanzig Riesen für ein paar betippte Seiten, einer wird gewinnen, völliger Blödsinn, dabei mitzumachen.

Doch im Augenblick lag die Sache ein bißchen anders. Diesmal bestanden möglicherweise Chancen, weil ich gleich drei Geschichten ins Rennen schickte, eine unter meinem Namen, die anderen unter Pseudonym. Multiple choice – die Vermehrung verringerte gewisse Unsicherheiten hinsichtlich des Ausgangs eines solchen Wettbewerbs. Meinem erzählerischen Spektrum durchaus entsprechend, hatte ich ein ästhetisches splitting vorgenommen und stellte eine sanft analysierende, eine ins Irrwitzige überdrehte und eine verbraucherfreundliche,

realistische Story zur Auswahl. Natürlich unmöglich vorherzusagen, welche dieser Auffassungen sich am Ende bei einer Jury durchsetzt. Jetzt, unmittelbar vor der Abgabe, war mir meine spekulative Handlungsweise selbstverständlich bewußt; klar auch, daß es ehrenvollere Gründe für die Verwendung von Pseudonymen gab. Aber die Frage, warum und wozu diese Erzählungen überhaupt schreiben, hatte eine vergleichsweise leichte Antwort gefunden – für den Wettbewerb eben. Und im Lauf der Arbeit war, obwohl von außen angeregt, bei mir zunehmendes Interesse an den Geschichten entstanden.

Es hatte mir großes Vergnügen bereitet, in einer kleinen Grotteske einige Konzernmanager im Vertragswust ihrer Beteiligungen überraschend entdecken zu lassen, daß sie einen anderen, großen Konzern zur Gänze besitzen – worauf der betreffende Unternehmens-Verbund sofort kontert, nein, es verhalte sich genau umgekehrt, ersterer, besitzhungriger Konzern gehöre nämlich zweifelsfrei ihm zu, dem nur vermeintlich besessenen. Und dann geht das Gezerre und Gekeife tüchtig los – eine hervorragende Idee mit gierig-offenem Ende und vielen Juristen-Darstellern. Der Held der zweiten Story ist ein Tausender, den ein feiner Herr im Restaurant einem vor sich hintobenden Maler schenkt, der die verächtlich angenommene Barschaft daraufhin einer Frau an der Bar für einen Quickie anbietet, diese akzeptiert den Schein zum Schein und verschwindet schlankweg durchs Toilettenfenster, um den Braunen zu Haus ihrem Zockerfreund zu geben, der schnurstracks ins Spielcasino abzischt, ihn an eine Dame des dort dominierenden Typs verliert, die wieder daheim schließlich auf den mittlerweile von der Malerfaust gebleuten feinen Herrn aus dem Restaurant trifft, und am

Ende einer langen Nacht flattert der enorm herumgekommene Tausender auf einer Büffelledercouch nieder ..., gut, ein Hauch von Schnitzler, Bresson und Max Ophüls, dem Älteren, aber sehr ordentlich adaptiert. Die dritte Geschichte spielt in einer Nachtpost. In einer momentanen Wallung seltener Überzeugtheit war ich selbst ziemlich gespannt, welche der drei Arbeiten den Papierleuten das Preisgeld wert sein würde.

Als ich die Nachtpost am Hauptbahnhof erreichte, sah ich eine in S-Form gewundene, phantastisch lange Menschen-
schlange, die ich im ersten Augenblick für frei erfunden hielt. Was trieb mehr als hundert Leute dazu, hier mitten in der Nacht so eine Schlange hinzustellen? In der weiten, eben durchquerten Bahnhofshalle hatten sich nur zwei, drei Afrikanergruppen in ihren Kofferburgen verloren. Obwohl es mir ziemlich zuwiderlief, drehte ich mich so geschickt ins Schlangenende ein, daß ich auf Anhieb fünf Plätze unter den verwundert rätselnden Neuankömmlingen gut machte. Warum legen Kulturbehörden und Preis-
auslober derartig präzise Termine fest? Diese Bürokraten müßten doch wissen, daß sie mit ihrem Einsendeschluß die freie Entscheidung eines Autors erschweren, etwas zu Ende gebracht zu haben oder nicht. Sie sollten ihn nicht zwingen, sich in so eine alltägliche Wurst mit Antragstellern, Widerspruchseinlegern und Mietprotestlern hineinzuquetschen. Irgendwann im Frühjahr abgeben, irgendwann im Herbst verkünden – ginge es nicht auch so?

Heute war Ultimo, kurz vor halb zwölf, und noch kein Grund zur Unruhe. In meinen Kuverts warteten schließlich hoffnungsvolle Texte auf ihre Lektüre. Nach wie vor

fand ich richtig, daß sie ein verbindendes Erkennungszeichen aufwiesen. Aus reinem Interesse, und um der Jury eine faire Chance bezüglich der Identität der drei Autoren zu geben, hatte ich in jede Story an exponierter Stelle einen ganz bestimmten, wortwörtlich gleichlautenden Satz eingebaut. Einen recht prägnanten Satz, der zumindest durch mehrmaliges Lesen auch in der Fülle der Einsendungen auffallen mußte, und der gleichzeitig einen versteckten Hinweis auf die Potenz des in Wahrheit einzigen Erzählers darstellte. Natürlich würde die Jury ein wenig Glück brauchen beim Aufspüren der entsprechenden Zeilen. Im Nachhinein ärgerte mich jedoch der Tage vernichtende und am Ende verworfene Einfall, diesen betreffenden Satz partout noch verschlüsselt in Anagrammen und Palindromen einarbeiten zu wollen. Was sollte so eine Wortspielerei, hier ging es um Geld. 23 Uhr 35, weiterhin mehr als fünfzig Leute vor mir.

War nicht Freund Leiser auf einem Fest einmal mit dieser Helena in die hinteren Räume weggetaucht? Schon ein paar Jährchen her, eine turbulente Party-Geschichte, ausgerechnet mit Leiser. Was hatte der damals eigentlich hinterher erzählt? Luxus, hatte er gesagt, genau, der reinste Luxuskörper, eine Frau wie aus Marmor. Und heute abend auf einem Atelierfest, in Lebensgröße! Die urinfarbenen Fliesenwände, auf die ich nun wieder blickte, waren in meiner Nachtpost-Geschichte genau beschrieben – als die lange schon vertraute Kulisse einer Schicksalshalle, einer Walhalla unzähliger Getriebener und Hoffender, die hier zu immer neuen, existentiell bedeutsamen Post-Würfen ausholten. Leicht nervös geworden, schaute ich öfter nach hinten auf die Dazukommenden und erinnerte plötzlich eines, dann zwei, drei und nach und nach meh-

rere Gesichter, die ich schon des öfteren bei literarischen Veranstaltungen gesehen hatte. Und so mancher, sekundenlang mir geltende Blick aus belesenen Augen machte klar, daß mich diese Schlangensteher gleichfalls erkannten. Bist nicht der einzige Spätkommer dieser Spezies, dachte ich, andere schieben ihren Terminkram auch weit in die Nacht.

Gegen 23 Uhr 40 konnte ich die Vorgänge im Schalterbereich genauer beobachten. Eine junge, dickliche Postlerin hantierte hinterm Tresen, schwer abzuschätzen, mit welchem Erfolg. Immer öfter zuckten Einzelne hie und da aus der Reihe und bildeten weiter nach vorn geschobene Protestgruppen – ihre Drängeleien beschleunigten gar nichts. Ließen sich diese dämlichen Schlangen nicht irgendwie produktiv machen? Durch kunstvolles Herausstanzeln etwa, um bei anderen Nachtschleichern das Porto zusammenzuschnorren? So wie manche Filmfreunde in der dritten Welt die ähnlich fragwürdige Investition des Eintrittsgeldes aus der Kinokassenschlange heraus bei Passanten erbettelten? Eine unpassende Assoziation – ich stand doch nicht mit leeren Händen hier, sondern brauchte nur einen Stempel! Drei weitere Neuankömmlinge legten ihre Gesichter sofort in humorlose Falten, als sie die wahrscheinliche Reihenfolge registrierten. Da mir auch diese drei aus dem Publikum lokaler Lesungen bekannt vorkamen, zog ich meine Strickmütze tiefer in die Stirn. Mir lag wenig daran, von allzu vielen Leuten bei irgendwelchen Vorbereitungen an einem Nachtschalter gesehen zu werden. Besser, niemand dächte von mir, so etwas macht der also auch. Und in jedem Fall besser, wenn nur komplette Tatsachen aus dem Nichts an die Öffentlichkeit gelangten.

Wäre nicht doch die Wahl verschiedener Umschläge anstelle der beigen Norm-Versandtaschen günstiger gewesen? Um den Eindruck einer homogenen, individuellen Identität von Autor, Thema und Material zu verstärken, unterschieden sich die drei Geschichten jeweils in Technik und Schriftbild, eine normal ausgedruckt, die anderen per Karbon und Textilband. Aber fielen sie nicht durch die gleichen Umschläge auf? Nein, Blödsinn – die Jury würde die Einsendungen keinesfalls selbst austüten. Sie bestimmte nur den Gewinner. Ob es mir vielleicht gelänge, mein Arbeitsklima mit diesem Ledermöbel zu verbessern? Die Gefahren für einen allein auf seinem Büffel hockenden Mann waren mir durchaus bewußt, die schönste Couch konnte einem eines Abends furchtbar wehtun. Notfalls ließe sich das Geld auch anders verwenden – wenn ich nur endlich den verdammten Stempel bekäme! 23 Uhr 46, zwei Dutzend Leute vor mir. Genöß unsere Nachtpostputte etwa die begehrliche Ansammlung vor ihrem Schalter? Sie, die bleierne Herrscherin über die Datumsgrenze? Keine Aggressionen jetzt, sagte ich mir, bloß nicht ungerecht werden, bloß nicht diesen Moment des Absendens mit negativen Emotionen belasten.

Meine Konzentration richtete sich nun ausschließlich auf die zähflüssigen Verhandlungen wenige Schritte vor mir. Doch als mein nervös gewordener Hintermann mich wieder einmal in den Rücken stupste, linste ich nach einer halben Drehung auf den DIN-A3-Umschlag in seinem Arm, so wie ich es manchmal nutzlos neugierig im kleinen, streßfreien Schalterknäuel auch tue. An die Feldbrink AG, Literaturpreis Geld stand drauf – ein Brillenträger in Dufflecoat und mehrfach gewickeltem Wollschal, superlang, schau an. Wie auf einen Reflex hin suchten meine

Augen nun die nächstfolgenden in der Reihe ab und lasen sechs-, sieben-, achtmal dieselbe Adresse, Feldbrink AG, Literaturpreis. Wegen meiner, sich leider neuerdings verschlimmernden Kurzsichtigkeit konnte ich die Gesamtmenge solcher Briefe in der Schlange nur hochrechnen. Es ergab eine erstaunliche Anzahl. Mit Sicherheit addierten sich zwei junge Frauen, die plötzlich ihren Platz am Ende verließen und meinen Hintermann bedrängten – Wolfgang, sagte eine, Wolfgang, was sollen wir jetzt bloß machen, das klappt doch nie im Leben!

Welche Überraschung, so viele Gleichgesinnte. Alle verleitet und hergelockt von der Idee eines einzigen, abgebrühten PR-Managers, um hier als leicht peinliche Massierung von Außenseitern in einer stocknormalen Künstlerschlange zu enden. Aber dieser erneut lamentierende Erzählerstau veränderte weder den Inhalt meiner Kuverts noch bröckelte meine postalische Zuversicht weg – knapp zehn Minuten blieben, neun Leute vor mir. Und auch wenn es von der Logik her kein wirklich beruhigender Gedanke war, aber alle vor und hinter mir wartenden Mitbewerber hielten jeweils nur einen Umschlag in den Fingern. Mit ihm, flach wie zur Kollekte in der ausgestreckten Hand, drängten wiederholt Einzelne laut redend in Richtung Schalter, ein sinnloser Akt im beginnenden Kontrollverlust. Zu spät, Freunde – allzu langes, zeitraubendes Überarbeiten konnte einem bekanntlich so manchen Text ruinieren. Das Entsetzen darüber stand deutlich im Gesicht des Mannes, der fünf vor Zwölf die Halle betrat und nach sekundenlanger Versteinerungspantomime seinen Erzählerbrief wie ein Schwert durch die Schalterscheibe bohren wollte – nur den Stempel brauche ich, sagte er in vollem Ernst.

Alle brauchen hier nur einen Stempel!

Der Mann verharrte trotz meines barschen Zwischenrufs vorn in der Reihe, von Verlustangst getrieben ruckte er mehrmals zum Tresen. Noch kampfbereit hielt er sein Gewinnerstück mit beiden Fäusten – in 180 Sekunden wäre alles vorbei, ohne Stempel die Erzählung ihrem Verfallsdatum erlegen. Er könnte höchstens seine im Geldwert so schnell gesunkene Arbeit an ein kleines Literatur-Magazin schicken, keine tröstliche Idee, aber vielleicht bliebe es ja ein Stück Kunst. Er könnte letztlich der Post und ihrer engstirnigen Datumsauffassung die Schuld am Verfehlen größerer Ziele geben, 23 Uhr 57. Mit kurzem Kopfkucken und noch schärferer Stimme wies ich den Mann endgültig zurück – ab nach hinten, ans Ende!

Machte ich hier innerhalb weniger Minuten eine Persönlichkeitsveränderung durch? Auf Drängler reagierte ich normalerweise gleichmütig, und die Tragik des Augenblicks betraf mich eventuell im selben Maß wie jenen glücklosen Verfasser. In diesen Sekunden verfluchte ich den Papierkonzern, so wie ich noch nie im Leben einen Konzern verflucht hatte. Denn für uns hier war bereits jetzt der Wettbewerb in vollem Gange – mit 40, 50 und mehr Konkurrenten im Nacken und vor der Nase. Und ich stand heute abend nur in einer Nachtpost des überraschend shortstoryträchtigen Deutschlands. Ich sah mich plötzlich nur als drei von so vielen Erzählern. Und ein Pappschild im Schalterfenster drückte definitiv aus, was alle wußten: »Um 24 Uhr wird der Stempel auf den nächsten Tag umgestellt.«

Große Sorgen bereitete mir ein Paar an der Spitze, beide in blaugrauen Synthetik-Jacken, der Mann trug eine

Mütze mit Pelzbesatz auf den hochgeklappten Laschen. Ein einziges Telegramm nach Polen jetzt – und alles wäre verloren. Nur zwanzig Worte in den Osten, buchstabiert vorm und hingemalt hinterm Tresen, und nochmals buchstabiert und übermalt – und all meine prosaischen Mühen und Pläne gingen den mitteleuropäischen Bach runter. Immer noch 23 Uhr 57, und ich entdeckte an der Längswand vor den Briefkästen den ersten persönlich Bekannten, einen Mann mit gesundem und bereits erfolgsgekröntem Hang zum Literaturfunktionär, eine weiche Betriebsnudel mit neuerdings aufrauhendem Dreitagebart. Er sah mich, nun in Bestposition, und gab sofort das Studium der Briefkastenbeschriftung auf.

Der Deutschen Schicksal, sagte er, vorm Schalter stehen, Hallo.

Und hinterm Schalter sitzen ihr Ideal, sagte ich, Tucho.

Er stellte sich neben mich, genau genommen, sogar vor mich. Unter flinken Kontrollblicken auf mögliche Reaktionen in der angesichts des Uhrzeigers schon fast erstarrten Schlange begann er, bequem zu plaudern.

Und du kommst zurecht mit den steigenden Kosten – oder?

Wir leben im Spätkapitalismus, sagte ich, jeder muß soviel Geld wie möglich machen.

Als erste vor uns in der Reihe standen zwei Spanier. Einer las »mundo deportivo«, der andere schaute auf seine eng vorm Bauch geballte Faust.

Unternehmerisch sind diese Schalterhallen längst nicht ausgereizt, sagte ich ablenkend, Kaffee, Bier und Baguettes könnte es zum Beispiel an Schalter neun geben.

Der Jungfunktionär blieb einfach stehen und schaute ebenfalls nach der spanischen Faust. Kein Wort bisher,

was ihn hier mitten in der Nacht herführte. Wollte er etwa kollegial meine Abfertigung abwarten, um danach mit mir noch in eine Kneipe zu gehen? Zwei Minuten vor zwölf holte er aus der Tiefe seiner Manteltasche einen Brief – eigentlich keine Überraschung mehr, Marken bereits drauf.

Eine unwichtige Geschichte, sagte er, allerdings brauch ich den Poststempel von heute.

Klar, sagte ich, der Wettbewerb.

Man kann ja nie wissen, sagte er, drei Tage Arbeit, sieben Seiten, ein Schnellschuß, wirklich nix Dolles.

Okay – wenn's so ist, nehm ich dich mit in die Reihe. Alles unter 200 Seiten ist ohnehin Lyrik.

Mit dem gewählten Seitenmaß wollte er vermutlich erzählerische Souveränität demonstrieren – jenseits von pseudogenialer, aphoristischer Weisheit, ohne kompromißlerisch mit fünf Seiten zu geizen oder gar aufdringlich das von den Papierleuten angegebene Maximum von zehn auszunutzen. Zufällig war ich mehrmals auf dieselbe Seitenzahl gekommen. Aber wenn er mich beim Frankieren beobachten würde, sähe er unvermeidlich meine drei gleichadressierten Umschläge. Mit literarischen Tips war ich eigentlich nicht so freigiebig, wie ich es gern wäre.

Im Auftrag des Spaniers beschriftete die Beamtin im komplizierten Wechsel etliche Formulare in diversen Farben.

Das ist das Ende, sagte ich, eine deutsche Postfrau, zwei Spanier und hundert quengelnde Dichter vor einem Spätschalter.

Der Spanier nahm nun die Hand vom Leib – wie einen Vogel fest und zart umschloß seine Faust ein Bündel Tausender, zweifingerbreit oben herauslappend. Viel Geld, sagte jeder von uns in einer anderen Sprache, viel, viel Geld. Mit ironisch stolzer Geste löste sich der Mann von seinem Besitz und ließ die Scheine in verächtlich spielerischer Schnellzählung vor unseren Augen noch einmal flattern.

Für Papa in Badalona, sagte er und lachte.

Exakt um Mitternacht schoben wir unsere Briefe zusammen mit dem Geld des Spaniers durch den Drehteller des Schalters. Mindestens zwanzig Mille wurden da durchgedreht. Beim Bezahlen des Portos fehlte mir das sichere Gefühl, den gesamten Vorgang damit tatsächlich beendet zu haben.

Nach Verlassen der Post mußte alles sehr schnell gehen. Zu Hause setzte ich mich sofort wieder an den Schreibtisch. Bevor ich jedoch mit einer weiteren, wettbewerbsgeeigneten Arbeit begann, versuchte ich, Helena zu erreichen. Mir war in diesem Moment gleichgültig, ob sie den unverabredeten, nächtlichen Anruf mißverstehen würde.

Hallo Helena, sagte ich nach mehr als einem Dutzend verklungener Freizeichen.

Oh ja..., ach du, du, oh ja, du – mit so feiner Milde flüsterte nur Marmor im Halbschlaf.

Hör zu, Helena, du mußt mir unbedingt einen Gefallen tun.

Oh ja, sagte sie, mach ich, was du willst.

Du hast heute nachmittag einen Postbeamten erwähnt, sagte ich, der Mann, der seinen Stempel für'n Hunderter